

## Deutschlands verwehte Stätten der Wissenschaft.

Bei der überaus lebhaften Theilnahme, die unser Volk von jeher seinen Universitäten sowie Allen, was mit diesen in urwüchsigem Zusammenhange steht, zu widmen gewohnt ist, erscheint es vielleicht nicht als zwecklos, wenn wir in nachstehenden kurzen Zügen unseren Völkern diejenige kulturgeschichtlich denkwürdigen Blüte vor Augen führen, die einstmals die Stätte, je nachdem die Hochburgen deutscher Wissenschaft darstellten, und über die heute zwar nicht — wie über weileren Chamisso's Schloß Boncourt — die Flügel der Landmanns, wohl aber die Bergeshöhe des rathlosigen gegenwärtigen Geschlechts achlos hinweggeht. Auch unsere Hochschulen sind, wie alles Irdische, vom Wandel der Zeiten nicht unberührt geblieben, alte und berühmte Anstalten der Art sind untergegangen, neue und nicht minder ruhmreiche an ihre Stelle getreten, dergestalt, daß der heutige Bestand von zwanzig reichs-deutschen Universitäten, denen sich dann noch die deutsch-österreichischen, die deutsch-schwedischen und — bis zur Gegenwart wenigstens — eine deutsch-russische anreihen, sehr wesentliche Veränderungen und Abweichungen von dem Bilde früherer Zeitschnitte aufweist; und wenn, wie schon aus der Uebersicht dieser Zeiten ersichtlich, die nachfolgende Darstellung unter Vereinfachung der gegenwärtigen Sachlage sich lediglich auf eine kurzgefaßte Vorkürzung der „erloschenen Kräfte deutscher Wissenschaft“ beschränken will, so darf sie gleichwohl einige Beachtung seitens des Lesers, dem der Sinn für die kulturgeschichtliche Vergangenheit seines Volkes nicht ganz erloschen ist, in Anspruch nehmen.

Vor der Behandlung unserer eigentlichen Aufgabe näher treten, dürfte sich die vorgängige Feststellung einiger auf die geschichtliche Entwicklung unserer Hochschulen bezüglichen Gesichtspunkte allgemeiner Art empfehlen, welche namentlich den unsern akademischen Verhältnissen fernestehenden das Verständnis für die weiter unten folgenden Ausführungen zu erleichtern bestimmt sind.

Zuerst also muß daran erinnert werden, daß unsere ältesten deutschen Hochschulen (Prag, Wien und Heidelberg) eröffneten den Reigen im 14. Jahrhundert; die weltberühmte Universität zu Paris als Vorbild und Mutter diente, von der auch die dort übliche Eintheilung der Mitglieder in Nationen — die Gliederung in Fakultäten trat erst später an deren Stelle — zu uns herübergenommen wurde. Als Stifter der hohen Schulen in Deutschland erscheinen zunächst gestiftete, bald auch weltliche Fürsten, bisweilen auch reichsbischofliche Magistratur. Bis etwa zur Reformation stand das Bestätigungsrecht unbeskränkt den Päpsten zu, die, um der Würde die Ehre zu geben, unendlich viel für die geistliche Entwicklung der frühesten Pflanzstätten der Wissenschaft in Deutschland getan haben. Die Päpste waren es, welche als die geistlichen Schutzherrn der neugegründeten Anstalten auftraten, ihnen vortheilhafte Privilegien ertheilten und sie durch Zuzugung von Einkünften aus dem Kirchenvermögen nachhaltig unterstützten. Freilich übten dafür andererseits die „Selbstretter Christi auf Erden“ über die von ihnen besätigten Hochschulen eine Art Oberaufsichtsrecht aus, welches sich in gelegentlichen Visitationen, gegebenen Falles auch in immunitätsmäßiger Eingriffener Disziplinar- oder sonstiger Uebelthat bemerkbar machte; allem die Bestätigung dieser moralischen Obergewalt lag durchaus im Besitze des Mittelalters und wurde von den deutschen Landesherren, von den weltlichen ebensoviel wie von den geistlichen, gewissermaßen als selbstverständliches hingewonnen.

Einen gründlichen Umwälzung erlitt diese Lage der Dinge durch die Reformation. In den protestantischen Gebieten wurden die Klostergüter eingezogen und größtentheils zu Summen der Universitäten verwendet, eine Maßregel, durch die auf lange hinaus ein Uebergewicht der evangelischen almas matres über ihre katholischen Schwestern begründet wurde. Im Zusammenhange hiermit stand der nicht minder bedeutsame Umstand, daß die bislang üblich gewesene und für notwendig erachtete Bestätigung und Privilegierung neugegründeter Hochschulen seitens des Papstes nunmehr aufhörte, daß diese Ehrenrechte jetzt auf den Kaiser übergingen und fortan von diesem ausgeübt wurden. Allerdings finden sich bereits aus der Zeit vor der Religionspaltung Beispiele, daß neuerrichtete Universitäten durch den Kaiser bestätigt und mit den üblichen Vorrechten ausgestattet wurden, ja, eine Zeit lang wurden die gedachten Ehrenrechte von Papst und Kaiser gemeinsam gehandhabt; allein was bis dahin als Ausnahme gegolten hatte, das wurde nun zur Regel, seit dem Tode des 17. Jahrhunderts stand das Bestätigungsrecht ausschließlich und allein dem Kaiser zu, und der Einfluß des Papstthums trat — und blieb nicht bloß den protestantischen, sondern auch den katholischen Hochschulen gegenüber — mehr und mehr in den Hintergrund. Wie dann in neuerer Zeit infolge der steigenden Macht der Territorialregierungen schließlich auch der Kaiser selbst getrieben und die Bestätigung bez. Bevorratung neuererrichteter Universitäten kurzweg durch die Landesherren allein vollzogen ward, das mag, als außerhalb des

Rahmens unserer Aufgabe liegend, hier sichtlich unerörtert bleiben.

Um also zu dem an die Reformation zunächst sich anschließenden Zeitalter zurückzuführen, so muß festgehalten werden, daß seit etwa der Mitte des 16. Jahrhunderts die deutschen Hochschulen selber Confessionen durch die tiefgreifenden Unterschiede von einander getrennt waren und auf lange hinaus getrennt blieben. Die katholischen lagen nach wie vor größtentheils in den mittelalterlichen Fesseln der scholastischen Philosophie, einer Anwendung und Verbindung physischer Dialektik mit der Theologie, Fesseln, welche die protestantischen Universitäten loben durch die Reformation, zum Theile auch schon durch deren Vorläufer, den von Johannes Reuchlin begründeten Humanismus, der die Wiederaufnahme der „lasslichen Studien, glückselig abgelehnt hatten; und der um eben jene Zeit gestiftete Jesuitenorden, der sich zum Zwecke der Zurückdrängung der evangelischen Lehre rächte des höheren Unterrichtswesens in den katholisch verbliebenen Gebieten zu bemächtigen wußte, bot nichts Anderes, als einen den veränderten Zeitverhältnissen angepaßten, mit zweifelhafter Morallehre verlegten Scholasticismus. Erst mit der im Jahre 1773 durch Papi Clements XIV. bewirkten Aufhebung des Jesuitenordens und der hierdurch bedingten Vertreibung seiner Mitglieder von den akademischen Lehrstühlen trat nach dieser Richtung hin eine bemerkenswerthe Wendung zum Besseren ein. Wie von drückendem Alp bedrückt atmeten unsere katholischen Hochschulen auf, erst jetzt sahen sie sich in der Lage, verläumt nachzujagen und mit den inzwischen vorangeschrittenen protestantischen Universitäten aufs Neue gleichen Schritt zu gewinnen; Bestrebungen, in denen sie auch äußerlich durch den Umstand begünstigt wurden, daß das eingezogene Vermögen der Wellshäuser der Universität nach zu Zug und Frommen katholischer Lehranstalten verwendet zu werden pflegte.

Zum Beschluß der vorstehenden Erörterungen muß hier noch auf eine Schwierigkeit hingewiesen werden, die den der mittelalterlichen Geschichte unserer höheren Schulen fernestehenden nicht ohne Weiteres als bekannt vorauszusetzen ist.

Es handelt sich nämlich um folgendes. Eine Abhandlung, die sich die Vorkürzung der erloschenen Universitäten Deutschlands zur Aufgabe gemacht hat, muß, schon der formellen Logik zu Liebe, zunächst den Kreis derjenigen höheren Lehranstalten feststellen, die mit Zug und Recht den wirklichen Hochschulen in einer der heutigen sich an nähernden Bedeutung des Wortes beizuzählen sind. Denn die Beantwortung der Vorfrage: welche höheren Schulen der Vorzeit dürfen den Rang wirklicher Universitäten im geschichtlich hergebrachten Sinne für sich in Anspruch nehmen und welche nicht? ist offenbar maßgeblich für die Unteruchung der zweiten Frage: welche von diesen Anstalten sind im Laufe der Zeiten untergegangen? Ueber nun ist bei manchen höheren Unterrichtsanstalten der Vergangenheit scharfsterdings nicht mehr mit Bestimmtheit nachzuweisen, ob dieselben als wahre Universitäten in einem dem heutigen gleichkommenden oder doch sich annähernden Sinne gegolten haben, oder ob sie bloß als Akademien, vielleicht sogar nur als Gymnasien, Collegia, Schulen oder ähnliche Schulen von geringerer wissenschaftlicher Bedeutung zu betrachten sind. Auch ist nicht außer Acht zu lassen, daß zumellen Gymnasien oder Schulen als Hochschulen mit Akademien und Universitäten verbunden waren, wie denn auch andererseits (die nachfolgende Darstellung wird wiederholt darauf zurückkommen haben) häufig genug an bereits Bestehendes in der Weise angeknüpft wurde, daß man ein anfängliches Gymnasium mit der Zeit zu einer Akademie, diese aber schließlich zum Range einer wirklichen Universität emporhob. Mit diesen Gespinnstheiten unserer Vorväter, denen auf dem Gebiete des höheren Unterrichts scharfe Uebergänge oder scharfmarkirte Grenzlinien nicht immer als wünschenswerth erschienen, die vielmehr häufig den Weg organischer Fortentwicklung vom Niederen zum Höheren, gelegentlich auch den einer hinhaltigen Verbindung mehrerer selbständiger aber zu einem einheitlichen Ganzen, wir möchten sagen, zu einer Universal-Bildungsanstalt, vereinigter Schulen bevorzugten, hängt es zusammen, daß der Sprachgebrauch bezüglich dieser Institute häufig genug ein schwankender war. Die in lateinischen Urkunden vorkommende Bezeichnung „studium generale“ ist schon ihrer Allgemeinheit wegen mehrdeutig und kann ebensowohl auf ein Gymnasium oder eine Akademie wie auf eine Universität bezogen werden. Auch der etwaige Gebrauch oder Nichtgebrauch des Ausdrucks „universitas“ ist für die Beantwortung unserer Frage nicht immer und nicht allein entscheidend, ebensowenig das Fehlen einer oder mehrerer der nach heutigen Begriffen unerlässlichen vier Fakultäten, wie denn überhaupt die hohen Schulen der Vergangenheit sich von denen der Jetztzeit noch nach so manchen andern Richtungen hin wesentlich unterscheiden. Gleichwohl waren der Regel nach schon den Universitäten des Mittelalters gewisse scharf ausgesprochene Merkmale eigenthümlich, durch die sie sich von jeher vor anderen „hohen Schulen“ auszeichneten. Es waren das einmal das ihnen verliehene hochwürdigste Privileg der eigenen Gerichtsbarkeit über alle ihre Mitglieder, Lehrende wie Lernende, und sodann das

ihnen zustehende nicht minder bedeutsame Recht in den Wissenschaften die höchsten akademischen Würden, namentlich den Doctorgrad, zu verleihen. An diesen beiden Kriterien, als den für unsere Frage allein ausschlaggebenden, ist unter allen Umständen festzuhalten; wo sie fehlten, da haben wir es schlechterdings nicht mit einer eigentlichen Universität im geschichtlich hergebrachten Sinne, sondern nur mit einem Gymnasium, höchstens allenfalls mit einer Akademie zu thun, mit solchen höheren Lehranstalten also, die sich des Vorzugs der eigenen Gerichtsbarkeit über ihre Angehörigen nicht zu erfreuen hatten, wo man nur eine oder einige Wissenschaften (in der Regel bloß Theologie oder höchstens die in Verbindung mit Philosophie) lehrte, und wo die akademischen Würden entweder überhaupt nicht oder doch nur in den dort vertretenen Fächern ertheilt wurden, wie dies z. B. heute noch bei unserer katholischen Pauls-Universität, der Akademie Münster, der Fall ist.

Ergeben sich aus vorstehenden Erörterungen diejenige Gesichtspunkte, welche für die Beantwortung der Frage, ob die eine oder andere höhere Unterrichtsanstalt den wirklichen Universitäten der Vorzeit beizuzählen sei oder nicht, maßgebend sein müssen, so erhält aus ihnen andererseits die daraus resultierende Schlussfolgerung, daß alle diejenigen Institute, deren einmalige Anerkennung als wahre Hochschulen sich nicht mehr mit Bestimmtheit nachweisen läßt, von der nachfolgenden Aufzählung grundbätzlich ausgeschlossen bleiben müssen. Es werden demnach bei der uns obliegenden Vorkürzung und anschließenden Würdigung anderer in Sturm und Drang der Zeiten aufgehobenen, abgethanen, zu Grunde gegangenen, mit einem Worte erloschenen Universitäten nur diejenigen Anstalten Berücksichtigung finden, deren geschichtliche Charakter als wirkliche Hochschulen in dem uns Deutschen seit länger denn fünf Jahrhunderten geläufigen Sinne unversehrt feststeht, wobei für die Reihenfolge der Aufzählung die Chronologie ihrer einmaligen Errichtung bestimmend sein mag.

(Fortsetzung folgt.)

## Zur Geschichte neuer Pflanzen.

(Schluß.)

Ein großer, wenn nicht der größte Theil buntblättriger Pflanzenarten ist durch sog. Ausartung entstanden. Aus einer natürlich belaubten Gegend zeigt sich — jedenfalls als krankhafte Erscheinung — mitunter ein buntblättriger Trieb, aus dem dann durch künstliche Vermehrung nur buntblättrig belaubte Gewächse gezogen werden können. Diese bunten Pflanzen zeigen sich fast immer schwachwüchsig und empfindlicher als die Art, von der sie abstammen, und sie laufen sich, wenn sie überhaupt zur Blüte und Samenreife gelangen, nur in seltenen Fällen auf natürlichem Wege beständig (constant) fortpflanzen, ja sie pflanzen auch künstlich vermehrt, ab und zu wieder in die Stammmart zurückzuführen, indem sie neben bunten auch grüne Triebe bilden, die, wenn nicht zur rechten Zeit unterdrückt, den schwach wachsenden bunten den Saft völlig entziehen. Auch Abänderungen in der Blüte treten durch Ausartung auf, indem sich auf einer Pflanze Triebe bilden, deren Blüten in Färbung, Form oder Färbung abweichend gekennzeichnet sind; eine auf viele Weise erhaltene Pflanze nennt man „Sport“. Die Rose „Deutsche Kronprinzessin“ ist z. B. ein Sport der allbekannteren und beliebtesten Sorte „Souvenir de la Malmaison“. Ausartungen treten also ohne künstliche Einwirkung des Gärtners oder Pflanzenzüchters auf, sie lassen sich aber nur durch deren Einwirkung erhalten oder vermehren.

Eine nicht geringe Anzahl neuer Formen unserer Blumen und Gemüse-Arten entstehen durch sorgfältige Zucht. Der Samenzüchter zeichnet sich in seinen Feldern und Gewächshäusern diejenige Pflanze, gewöhnlich durch Befestigung eines Stabes, besonders aus, welche sich durch irgend eine gute neue Eigenschaft, etwa gedrungener Wuchs, Größe, Färbung oder neue Färbung der Blumen, Weichblütigkeit u. s. w., vorzuehlig bemerkbar machen. Der nun von diesen bevorzugten Gewächsen geerntete Samen wird besonders ausgefät und von dem jungen Nachwuchs werden immer diejenigen Pflanzen zur Samenzucht bestimmt, welche die besonders geschätzte Eigenschaft in hervorstechender Weise besitzen, bis es endlich, oft erst nach Jahren, gelangt, dieselbe constant zu erhalten. Die auf solche Art, also als sorgfältige Zuchtwahl hervorgegangenen Neuzüchter erhalten häufig die Epitheta: grandiflorus, splendens, superbus, amabilis, nanus, pumilus, compactus u. s. w. Ans Zuchtwahl und fortgesetzter Züchtung von Pflanzen unter gleichen Verhältnissen sind auch bei unsern Gemüsen die sogenannten theils sehr geschätzten Vokal-Gemüsen entstanden, so z. B. Erurrter Blumenkohl, Braunkohler Kraut, Frankfurter Carotte, Zittauer Zwiebel und viele andere, was ein Blick in ein beliebiges gärtnerisches Samenverzeichnis bestätigt.

Der größte Theil aller neuen Pflanzenarten entsteht wohl durch künstliche Bekreuzung. Man bekreuzt eine Pflanze künstlich, indem man, gewöhnlich mit seinem Haarpinzel, den Blütenstaub einer Art oder Sorte auf das zu

betrachtende Organ einer andern, derselben Gattung angehörig Art überträgt. Bei Ausführung solcher Kreuzungen darf man nicht planlos verfahren, sondern man muß sich klar darüber sein, was mit der Kreuzung erreicht werden soll. Selbstverständlich gehört zu derartigen Veredlungen Pflanzenerkenntnis und große Ausdauer, und oft erhält man erst nach vielen, vielen Mißerfolgen ein günstiges Ergebnis. Aber ein echter Gärtner ist jäh in der beharrlichen Verfolgung des gesteckten Zieles, er wirft die Hände nicht sobald ins Korn und schreckt selbst vor Züchtungsversuchen mit Pflanzen nicht zurück, welche ihn erst nach 6 und 8 Jahren den Erfolg oder Mißerfolg seiner Bemühungen erkennen lassen, wie z. B. die Orchideen und Bromeliaceen und obwohl man von der ersten genannten Familie weit über 4000, von der letztgenannten über 600 Arten kennt, sind doch durch gärtnerische Züchtungs-Lust noch neue Varietäten von ihnen geschaffen worden. Wir müssen hier auch darauf hinweisen, daß sich sehr viele Sorten auf natürlichen Wege nicht mehr fortpflanzen lassen, weil sich bei vielen gefüllten Formen die Staubfäden, das sind die männlichen Befruchtungsorgane, in Blumenblätter verwandelt haben, die Pflanze infolgedessen überhaupt nicht zur Samenbildung gelangen kann, und weil man schließlich bei Auszucht einer ganz bedeutenden Anzahl von Pflanzensorten Nachkommen erhält, welche mehr oder weniger von der Mutterpflanze abweichen und oft gärtnerisch viel minderwertiger als diese sind. Derartige Sorten vermehrt man durch Teilung, Stecklinge oder durch Veredlung, auf letztere Weise z. B. sammtliche Kirschen- und Steinobstsorten.

Was nun auf den vorstehend geschilderten Wegen in der gärtnerischen Veredlung namentlich unserer Zierpflanzen geleistet worden ist, davon legen gegen 5<sup>1/2</sup> Tausend Rosenformen, welche jährlich durch etwa 100 Millionen vermehrt werden, worunter allerdings auch sehr viele minderwertige, in erster Linie räumliches Zeugnis ab. Aber die gärtnerische Züchtungs-Lust hat von allen Pflanzengruppen kaum eine, welche sich dafür empfänglicher zeigt, unberührt gelassen, und es ist wahrhaft staunenswerth, was in der gärtnerischen Verbesserung und der Schaffung neuer Formen bei allen Samengewächsen und bei den bekannten Geozogenen, Farnen, Farngewächsen und vielen andern Gattungen geleistet worden ist. Wer sich für das, was besonders an neuen Sommerblumen und Stauden in den letzten Jahren entstanden, interessiert, dem empfehlen wir den Ergänzungsband zu Wilhelm's Illustrirter Blumenengarten: „Die Neheiten des letzten Jahrzehnts“, welche einige Tausend Neheiten aufzählt, aber auf Vollständigkeit keinen Anspruch machen kann. Auch auf dem Gebiete der Züchtung neuer Nutzpflanzen sind viele Gärtnere thätig; so war z. B. auf der Pariser Weltausstellung ein einziger Kartoffelzüchter mit nicht weniger als 85 Kartoffelsorten vertreten; aber ob von dieser großen Zahl auch nur ein kleiner Theil seine Existenzberechtigung hat, das wagen wir entschieden zu bezweifeln!

### Der Vögelmord im Süden.

Wenn man durch das besonders im Herbst so schöne rebenumspannende Eichenlaub fährt, erblickt man auf den vorerhebenden Höhen des Mittelgebirges keine Häuschen, welche alle genau im selben Stile gebaut, als Lug' in's Land“ für Befestigungszwecke zu dienen scheinen. In der Bestimmung ist auch für einen Kampf berechnet, aber nicht gegen ein gefährliches Feind, sondern gegen die ungeschicktesten und nützlichsten Freunde des Landes, die Schaaren frühlicher Singvögel, welche auf ihrer Wanderung nach dem Süden das Thal zu vielen Tausenden passiren. Roccoco nennt der Italiener diese Häuschen und die Befestiger derselben bilden einen Gegenstand allgemeinen Mitleides. Von dem Bozener sagt man, daß derselbe den Inbegriff trüblichen Glückes in einer Villa auf dem Ritten, einem Grabe unter den Arkaden des Friedhofes und einem Verbotstafel in der Pfarrkirche erblickt, der italienische Eichenländer ist beschreibener, ihm genügt ein Malo (kleines Bauerngut) als Villageatur, wenn es nur seinen Roccoco (Vogelhütte) besitzt.

Der Italiener ist ein geschworener Feind aller Vögel, welche im Vollgefühl ihrer Freiheit in den Lüften und auf den schattigen Zweigen der Bäume ihre herzerfreuenden Lieder in die Welt hinausschmettern, er würdigt nur ihren Wert, wenn er dieselben im Käfig, oder noch viel besser drun geschmört auf einer Schüssel Polenta sieht. Alljährlich wird gegen die gefiederten Sänger ein Verdrüßungskampf geführt, von dem man in unseren deutschen Gegenden sich keine Vorstellung zu machen vermag.

Die Roccoco werden zu blutigen Nichtstäten, wo ganze Heerden der armen Thiere erbarmungslos zum Opfer fallen. Der Italiener verschmäht die Schlingen und Seimnetze, oder wenigstens diese nur zur Noth, sein Hauptvergnügen bildet der Vögelang mit großen Netzen, welche ihm die Dyer zu Hunderten in die Hände liefern. Er kennt genau die Plätze, auf welchen sich die auf ihrem Flug nach dem Süden ermüdeten Vögel mit Vorliebe niederlassen und errichtet dort sein Roccoco, für das er keine Auslagen spart. Diese tragen ihm auch gute Zinsen; er verlorzt nicht nur den ganzen Herbst hindurch sein Haus mit einem Lieblingsgerichte, sondern sendet auch die reiche Beute in die Städte, wo sie auf eigenen Vögelmärkten bei der großen Nachfrage mit Höchstigkeit in fliegende Münze umgesetzt wird. Der Handel mit Vögeln ist in Wälschthäl wie in ganz Oberitalien ein Industriezweig traurigster Art geworden. Dabei wird keinerlei Rücksicht auf die verschiedenen Gattungen der Vögel genommen: Meisen, Finken, Kreuzschnäbel, Staare, Amseln

etc. theilen dasselbe Schicksal; ja gerade gegen die kleinsten und nützlichsten Singvögel wird am meisten gewüthet, da diese für den Gaumen des Italiener den größten Genuß bilden. Zu Oberitalien werden nicht einmal die Schwalben verschont! Die armen harmlosen Geschöpfe, welche der Schilla Wälschthäles glücklich entronnen, finden zum größten Theile in der Gharibbis Benetians und Piemonts ihren Untergang.

Dem Italiener wird die Mordlust gegen die Bewohner der Lüfte thatkräftig anzuregen. Kaum daß der Knabe zu laufen vermag, wird er auch schon vom Vater auf die Vögeljagd mitgenommen und in alle Geheimnisse der Vögelstellerkunst eingeweiht. Damit er in diesem Theile der Erziehung nicht behindert werde, ist man sogar so weit gegangen, die Schulzeiten in den Herbst zu verlegen und läßt die Kinder lieber die unerträglich heißen Sommermonate hindurch in den dampfen Schullotalen schmachten, als daß sie auf die Beschäftigung in dem Nationalvergnügen bei früherer Kälte vor Lande in die Stadt verdrängt müßten!!! Wie sehr dabei die Jugend vortheil und wie durch die Nahrungsmittel der armen Thiere der Erbe zur Gesundheit, der ohnehin dem Südländer innewohnt, geweckt und genährt wird, darüber könnte die Kriminalstatistik eine geradezu erschreckende Auskunft geben. Bei allen Bevölkerungskreisen des Südens herrscht die gleiche Leidenschaft für die Vögeljagd, in der ärmlichen Hütte, wie im reichen Palaste. Der Patrone (Herr) ist ihm ihr im Großen, der Solone (Bauer) in entsprechendem bescheidenem Maßstabe. Erstere erlaubt sich das Recht dazu, während der Letztere der Ansicht halbig, daß Alles, was da freucht und flucht, vom Schöpfer allen Erdendankern freigegeben wurde. Vom Jagdverbot hat er nur insofern eine Vorstellung, als er weiß, daß er empfindlich abgestraft wird, wenn er sich auf der Jagd betreten läßt. Daß dies nur in den allerersten Fällen gelingt, dafür weiß keine natürliche Schamhaftigkeit. Daß ein Herr den Bauern zur Anzeige bringt, weil derselbe den Jagdrieden bricht, kommt kaum vor, da Beide ja dieselbe Leidenschaft theilen. Und speziell die Jagdgelüste sind in den Bauern, wo die wälsche Junge klingt, allem Anscheine nach nur da, um nicht befolgt zu werden.

Dieser Jahrhunderte hindurch systematisch fortgesetzte Vögelmord wird und muß aber mit der Zeit noch seine schlimmen Folgen haben, gerade so wie sich dieselben in furchtbarer Weise bezüglich der vierjährigen Denofizierung der Wälder in Südtirol fühlbar zu machen begonnen haben. Schon seit einigen Jahren bemerkt man eine geradezu auffallende Abnahme von Sing- und Flugvögeln im Trentino. Das Vögelgewässer, das früher die Wäldchen und Campagnen besetzt hat, ist leeren geworden, nur das ferne Wälschen der Sperlinge läßt sich nicht abschrecken und treibt nach wie vor sein Unwesen. Alle anderen weit nützlicheren Gattungen der gefiederten Sänger sind hier dem Aussterben nahe. Daß damit eine Junagemeinschaft von schädlichen Insekten verbunden ist, liegt in der Natur der Sache und die Feld- und Gartenkultur hat darunter bereits empfindlich zu leiden. Und trotz alledem ist es eine Thatlage, daß kürzlich verschiedene Gemeinden Wälschthäles gegen den Antrag der politischen Behörde, heuer im Hinblick auf die drohende Gefahr der Nothe die Vögelang verbieten zu wollen, mit der Begründung entschieden Stellung genommen haben, daß dadurch die Existenz vieler Familien bedroht erscheine! Man möchte die Bevölkerung gerade mit Blindheit geschlagen haben, wenn man nicht wüßte, daß die Leidenschaft der Vögeljagd so tief in dieselbe eingewurzelt ist, daß der Gedanke auf den Verzicht derselben ihr ganz unfaßbar erscheint.

Um dem Vögelmorde im Süden endlich ein Ziel zu setzen, wird es wohl noch energischer Mittel bedürfen. Wenn es aber nur auch dann nicht zu spät sein wird!

### Eine gefährliche Begegnung.

Von M. Walter.

Es war ein rauher, stürmischer Novemberabend und so recht ein Wetter, um einen Melancholiker noch um etliche Grade schwermüthiger zu stimmen und selbst einem vernünftigen Menschenkinde Unbehagen zu machen. Denn drunken heulte der Wind, rüttelte an Ästen und Schornsteinen und peitschte die schweren Regentropfen gegen die Fensterscheiben. Aber je ungemüthlicher es auf der Straße war, desto behaglicher fühlten wir uns in unserem hellerleuchteten Klubzimmer, in dessen Kamine ein mächtiges Feuer loberte, das eine angenehme Wärme verbreitete.

Unter Stimmlich war heute vollständig besetzt, nur Major von Wildern fehlte noch, aber nach einer Stunde erschien auch er und zwar in Begleitung eines jungen englischen Offiziers, den er als seinen Freund Macdonald vorstellte. Der Fremde war ein stattlicher, hochgewachsener Mann mit sehr energischen, stark gebräunten Gesichtszügen und einer breiten Narbe an der Stirn, die Zeugnis von bewiesener Tapferkeit ihres Trägers ablegte. Er hatte mehrere Jahre in Indien zugebracht und zählte kaum dreißig Jahre, sah aber, wohl in Folge des anstrengenden Lebens in den Kolonien, bedeutend älter aus. Obgleich er glänzend deutsch sprach, war er anfangs sehr schwerfellig; erst einige Gläser heißen Wogsos lösten ihm die Zunge und er erzählte uns manch Interessantes über seinen Aufenthalt in Indien. Die Schilderung eines grauenhaften Erlebnisses ist mir besonders in Erinnerung geblieben und ich will versuchen, sie in seinen eigenen Worten wiederzugeben.

„Vor zwei Jahren“, so erzählte der Offizier, „war ich mit meinem Regiment in einer kleinen, meist von Eingeborenen bewohnten Oestfah, zehn Meilen von Calcutta entfernt, stationirt. Die tropische Atmosphäre, die während der heißen Jahreszeit über diesem Landstrich brütet, machte den Aufenthalt zu einem wenig angenehmen und obgleich wir Europäer uns bereits leblich an das indische Klima gewöhnt hatten, so litt ich doch stark unter der unerträglichen Hitze. Selbst in den Gebäuden war es zum ertragen, so daß die meisten es vorzogen, die Nacht im Freien zu verbringen.“

Auch ich hatte mich umwelts des Hauses auf mein Feldbett ausgebreitet und nachdem ich ein Leintuch los über mich geworfen, war ich, von Müdigkeit erschöpft, bald eingeschlafen.

Es mochte ungefähr Mitternacht sein, als ich plötzlich durch das fürchterliche, grauenvolle Geheul, das ich je in meinem Leben gehört habe, aufgeschreckt wurde. Das Brüllen des Löwen und das Geschrei des Schakals klingen schlimm genug, aber dies war noch viel ärger und hatte etwas so Unirdisches, Schauerliches an sich, daß ich entsetzt in die Höhe fuhr. Ich spähte in dem dümmrigen Licht hinaus, konnte aber nichts entdecken, obgleich die grauenhaften Töne rasch näher kamen. Ich hielt es für das Beste, mich vorläufig ruhig zu verhalten, zog aber, einem instinktiven Impulse folgend, rasch das Leintuch über den Kopf. Keine Minute zu früh, denn gleich darauf fielen ich ein Thier auf meinen Körper springen und seine Pfoten in mein Gesicht drücken, während es mit nervenschütternder Gewalt jenes entsetzliche Geheul ausstieß. Sie können sich denken, meine Herren, daß meine Lage durchaus keine beneidenswerthe war, um so mehr ich jeden Augenblick gewärtig sein mußte, von der grauenhaften Beute, von deren Art ich mir keine Vorstellung machen konnte, zerissen zu werden.

Diese Ungewißheit und die Furcht vor etwas Unfassbarem, Schrecklichem lähmte meine Glieder; ich lag — leichtsinnig zu meinem Glück — vollkommen leblos da, während mir kalter Angstschweiß aus allen Poren brang.

Volle drei Minuten, die mir wie Stunden erschienen, blieb ich in dieser Situation; dann sprang das Ungeheuer mit einem gräßlichen Aufschrei, der mir das Blut erstarren machte, zu Erde und jagte davon. Ich wartete einige Augenblicke, bis die Töne schwächer wurden, dann sprang ich hastig auf und eilte dem Hause zu; mir war alle Luft vergangen draußen weiter zu schloßen. Kaum hatte ich jedoch die Thüre erreicht, so ließ ich jenes Geheul wieder vernahmen, zugleich aber vermorrhender Särm von Menschenstimmen. Rasch warf ich mich in meine Kleider, riß mein Gewehr von der Wand und eilte die Straße hinauf. Ein Haufe Weiber und Kinder, sowie einige Männer aus dem Dorfe der Eingeborenen, kamen schreiend nachgelaufen, und auf die Frage, was es gäbe, rief einer zitternd hervor: „Herr, rettet Euch! Ein toller Schakal!“ — Damit floh er weiter.

Ein toller Schakal! Daher also das unnatürliche, grauenvolle Geheul.

Mich überfiel es eiskalt, ich sogte mein Gewehr und schritt dem Dorfe zu, dessen Bewohner sämmtlich auf den Beinen waren und den gefährlichen Missethäter durch Lärm und Geschrei zu verdrängen suchten.

Noch keine hundert Schritt hatte ich zurückgelegt, als ich an einer Wiegung des Weges einen dunklen Schatten dahergehen sah. Es war der Schakal. Auf der Erde hatte ich mich nieder, blieb plötzlich stehen und duckte mich zum Sprung. Mit Blitzgeschwindigkeit stellte ich mich hinter einen Baum, legte das Gewehr an und zielte. Es war ein kritischer Moment, auf Tod und Leben, denn, wenn ich fehlte, war ich unrettbar verloren.

Die Beute war von tiefer Größe, aber völlig abgezogen und bot mit ihrem glühenden, rollenden Augen und dem schaumbedeckten Mägen einen furchtbaren Anblick.

Zugabe war meine Hand vollkommen ruhig; der Schuß brachte — mit wildem Schrei stürzte das Thier zu Boden, wo es nach kurzem Köcheln regungslos liegen blieb. Ich stürmte auch die Eingeborenen, löste einige Sappos von der Wache herbei; sie umringten jubelnd den gefallenen Feind, der bereits einen armen Teufel von den Eingeborenen zerissen hatte, und priesen mich als ihren Retter aus einer schrecklichen Gefahr.

Seitdem habe ich noch oft das schreckliche Gebrüll wilder Thiere vernommen, aber nichts hat einen so tiefen Eindruck auf mich gemacht, als das Geheul jenes tollwüthigen Schakals.“

### Bemerktes.

— Aus dem medizinischen Examen. Ein Kandidat wurde wieder im Examen von dem examinator Professor der Chirurgie in dem Kapitel der Knochenbrüche geprüft. Da der Student die ersten Fragen nicht beantworten konnte, so fragte der Examinator, um ihm die Antiquitäten etwas zu erleichtern, welches denn nach seiner Ansicht der gefährlichste Bruch sei; „Es, wenn man den Hals bricht“, verbeugte der Kandidat. „Das haben Sie eben gethan!“ lächelte der Professor und ließ ihn durchfallen.

— Aus Afrika. Deutscher: Wie kommt's, Sohn, daß Du mit in diesen böhschen Gedächtnis gegangen bist. — Engländer: Ich habe keine Verwandten und keine Frau und liebe den Krieg; aber warum bist Du denn mitgegangen, Mischel? — Deutscher: Nun ich habe eine Frau und Verwandte und liebe den Frieden.

— Auf dem Weihnachtsmarkt. Junge: Schenken Sie mir noch in ganz kleinen Doorn! — Weihnachtsbaumhändler: Das war ja noch schöner, der kleinste Baum kostet eine Mark. — Junge: Na, denn bin ich doch zurück, wenn Sie mir fünfundsiebzig Pfennige daa schenken.

— Reuegierde. Saß noch, Mama, warum werden denn die Kolonen immer da gebaut, wo die meisten Diefenbüden sind?

Sie die Redaktion verantwortlich: Dr. E. Fernald.